war bekanntlich erst die Verlobte des Großfürsten Nicolaus gewesen.) Großfürst Alexander — der jetzige Zar — war jedoch ein sehr schüchterner Liebhaber und wagte nicht, die letzte Bitte seines sterbenden Bruders zu erfüllen, bis ihm eines Tages Großfürst Wladimir sagte: „Wenn du den Wunsch unseres todten Nicolaus nicht erfüllen willst, werde ich um die Hand seiner Braut anhalten.“ Kurze Zeit darauf reiste Großfürst Alexander nach Kopenhagen, und als er sich eines Tages mit der Prinzessin Dagmar allein befand, überreichte er ihr zitternd den Brief seines Bruders. Als die Prinzessin ihn gelesen hatte, sagte sie lieblich erröthend: „Auch ich habe von Nicolaus einen Brief erhalten, in welchem er mich bittet, Ihre Frau zu werden.“ Alexander wünschte den Brief zu sehen. Die Prinzessin holte ihn und beide lasen zusammen den Brief des sterbenden Großfürsten. Die Herzen hatten sich gefunden. Der Secolo ist bekanntlich ein Freund Frankreichs, hat daher ein Interesse daran, „Väterchen“ etwas — Gutes oder wenigstens etwas Interessantes nachzusagen.

* **Die Gedanken-Uebertragung.** Der geistreiche englische Elektriker Prof. Oliver Lodge in Liverpool kam in einem am Donnerstag in der Versammlung der britischen Gesellschaft in Cardiff gehaltenen Vortrage u. a. auch auf die Gedanken-Uebertragung zu sprechen. „Die große Mehrheit der Gelehrten,“ sagte er, „steht diesen Untersuchungen feindlich gegenüber und betrachtet sie als Schwindel. Ist es möglich, daß ein Gedanke von einer Person auf die andere übertragen wird mittels eines Prozesses, welchen die meisten von uns noch nicht geübt haben und den wir auch nicht kennen? Ich muß sagen: „Ja.“ Ich habe es gesehen und bin überzeugt, daß es möglich ist. Viele Andere wissen auch, daß die Sache wahr ist. Warum müssen wir aber immer mit angehaltenem Athem darüber sprechen? Müssen wir uns einer Wahrheit schämen? Die Uebertragung des Lebens mag in gewisser Weise der Uebertragung des Magnetismus ähnlich sein. Alle Magneten sind sympathisch mit einander verbunden. Befinden sie sich in geeigneter Lage, so stört die Schwingung des einen den andern, selbst wenn sie 92,000,000 Meilen von einander entfernt sind. Einige behaupten, daß die Gedanken-Uebertragung oder Telepathie freilich eine Thatsache ist, daß sie aber den niedrigeren Lebensformen angehört und schwindet, sobald das Gehirn entwickelter geworden ist. Können wir deshalb aber minder viel daraus lernen? Andererseits kann die Gedanken-Uebertragung auch sehr wohl eine höhere Form der Mittheilung sein als die übliche. Bis jetzt ist das ganze Gebiet unerforscht. Hoffentlich aber werden die Schranken fallen, sodaß wir einen weitergehenden Begriff von der Einheit der Natur bekommen, wie ihn die Philosophen schon geträumt haben.“

* **Geradezu phantastischen letztwilligen Verfügungen** begegnet man nicht selten in Frankreich. Erst vor einigen Tagen hatte ein braver Mann in Perpignan der dortigen Musikkapelle 1000 Frcs. vermacht unter der Bedingung, daß sie seinen Sarg unter patriotischen Klängen zu Grabe geleiten solle. Da 1000 Frcs. immerhin ein schönes Geld, so geschah nach seinem Willen und der Sarg wurde unter den Klängen des hierzu jedenfalls sehr passend gewählten Chant du départ aus dem Sterbehause getragen. Später folgte dann die Marseillaise und selbstverständlich die russische Nationalhymne. Ein anderer Sonderling wurde vor zwei Jahren in Paris begraben, dessen Sarg auf seine ausdrückliche Bestimmung hin während des ganzen Weges ein Leierkasten folgte, der ohne Aufhören die Pompiers de Nanteuil und die „schöne blaue Donau“ spielen mußte. Vor drei Jahren sah der Friedhof von Ivry, einem pariser Vororte, ein recht sonderbares Begräbniß: Einem reichgeschmückten Leichenwagen folgten mehrere andächtige Leidtragende nach dem Armenkirchhof, wo der prächtige Sarg in das gemeinsame Armengrab versenkt wurde. Hatte schon dies das Erstaunen der auf dem Friedhofe Anwesenden erregt, so wunderten sie sich noch mehr, als sich plötzlich die Leidtragenden nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen um das Grab herumsetzten und so ruhig sitzen blieben. Als Beamte des Friedhofes sie darauf aufmerksam machten, daß eine derartige letzte Ehrenbezeigung denn doch etwas ungewöhnlich sei, erklärten die unentwegt sitzhaften Leute, daß sie sich unter keinen Umständen aus dieser Stellung würden verdrängen lassen, wenigstens nicht vor einer Viertelstunde, da der Verstorbene sie nur unter der Bedingung zu seinen Erben eingesetzt habe, daß sie eine Viertelstunde in dieser Stellung um sein Grab herumhocken müßten.

* **Das Aeußerste.** Vor einem wiener Bezirksgericht steht wegen Bettelns angeklagt der bejahrte Josef Köck und erklärt, nachdem er zu 48 Stunden verurtheilt worden war: „Mein Gott, das is a G'schäft; an anzigsmal bin i betteln 'gangen und hab' mit Müah und Noth 52 Kreuzer — z'samm'bracht; dafür kann i jetzt zwa Tag brummen; da arbat i ja liaba!“

* **Falsch aufgefaßt.** „Sie glauben es nicht; aber die Erziehung meines Sohnes hat mich einen ganzen Wald gekostet!“ „Donnerwetter, muß der aber Prügel gekriegt haben!“

* **Skat.** „Raus mit der Eecheln-Zicke uff'n Deichdamm!“ — „Bedienen!“ — „Is nich!“ — „Grasegrün wie die Wiese sticht!“ — „Hast's gesehn, du Dämel? Jetzt hab ich nich 'mal so viel Schellen in der Hand, wie du verdienst!“

* **Alles zu seiner Zeit.** Schreiber: „Der Rekrut Schulze war wieder wegen Urlaub hier!“ Feldwebel: „Herrgott, wie oft schlachtet das Bauernpack denn im Jahr?“

* **Bedenkliches Zeichen.** „Du Henri, freue dich, Mama hat eben einen Brief erhalten; Großmama kommt nächste Woche.“ „O weh, da bekommen wir gewiß wieder einen kleinen Bruder!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Das Dresdener Körner-Museum ist am Mittwoch, als dem achtundsiebzigsten Todestage Theodor Körners durch eine für alle Literaturfreunde gewiß höchst werthvolle Reliquie bereichert worden, es ist das Taschenbuch Theodor Körners, welches dessen erste Niederschriften zu „Leyer und Schwert“ enthält, einschließlich verschiedener ungedruckter Tyrtäus-Gesänge des Dichters der Befreiungskriege.

— In Samarkand ist Kapitän Barschewski von seiner Reise im östlichen Buchara, die er auf eigene Kosten unternommen, zurückgekehrt. Es gelang ihm angeblich, ungeheure Felder und Höhenzüge zu entdecken, welche Gold, Kupfer und Eisen enthalten; auch Naphtaquellen fand er. Von seinen reichhaltigen Sammlungen will der Reisende im Januar eine Ausstellung veranstalten.

— Der Kriegsmaler Amling in Schleißheim arbeitet an dem lebensgroßen Reiterbilde Moltke's.

* Paris, 27. Aug. Vorgestern fand im Dom Remy die Einweihung des Denkmals der Jeanne d'Arc statt.

— Einer seit einigen Jahren sich einbürgernden Theatersitte liest Eduard Hanslick eben den Text. Gelegentlich einer Polemik gegen den thörichten Vorschlag die technisch-musikalischen Ausdrücke, welche die Noten begleiten, zu verdeutschen und damit der Musik ihren internationalen Charakter zu rauben, sie einzuschließen in ihr Heimathland, kommt Hanslick in der „N. Fr. Pr.“ auch auf den neueren Theaterbrauch zu sprechen, die Darsteller ohne die Bezeichnung „Herr,“ „Frau“ oder „Fräulein“ dafür alle mit ihren Vornamen zu nennen. „Keine von den Nationen, die in Theaterdingen unsere Lehrer gewesen, kennt diese Manier, die mir geschmacklos und unpassend vorkommt. Franzosen und Italiener nennen ihre Schauspieler auf dem Personenverzeichniß, wie es sich gehört, Monsieur und Madame, Signor und Signora. Der Herausgeber des Theaterzettels, der seine Mitglieder vorstellende Hausherr, ist doch immer der Direktor; die Künstler haben den Anspruch, von ihm mit „Herr“ oder „Frau“ titulirt zu werden. In dem Weglassen des Titels „Herr“ steckt etwas eigenthümlich Zwiespältiges, es weist über oder unter das gesellschaftliche Niveau. Schlechtweg mit ihrem Namen nennt man entweder berühmte Männer oder Leute in untergeordneter Dienststellung. Wir sprechen kurz von Rossi und Salvini, von Sarah Bernhardt und Adelina Patti; wir nennen aber auch Kellner und Dienstmädchen nicht „Herr“ oder „Fräulein.“ Man emanzipirt sich also von der Titulatur demjenigen gegenüber, der sie nicht braucht oder dem sie nicht gebührt. Die Franzosen, Meister der Höflichkeit, nennen in ihren Zeitungen jeden Lebenden, und sei er der berühmteste: „Monsieur.“ Sie schreiben bei Lebzeiten dieser Männer nie anders als Mr. Thiers, Mr. Rossini, Mr. Balzac, wie man heute nicht anders als von Mr. Gounod, Mr. Ferry, Mr. Renan spricht. Die deutsche und die italienische Uebung weicht davon ab. Beabsichtigt ein Theaterdirektor gerade die Berühmtheit seiner ersten Mitglieder durch das Weglassen des Titels „Herr“ zu bezeichnen, dann darf er es nicht auf die Darsteller von Bedientenrollen anwenden. Dem Theaterzettel geziemt aber gleiche Höflichkeit gegen alle. Diese Gleichstellung üben die modernen deutschen Theaterzettel dadurch, daß sie alle Darsteller, auch die letzten Figurantinnen, mit ihrem vollen Vor- und Zunamen aufführen. Nichts Komisch eres und zugleich Lästigeres, als so ein langer Theaterzettel mit großem Personal, der uns nöthigt, anstatt zwanzig oder dreißig Eingennamen ihrer vierzig oder sechzig herabzuwürgen. Das langweilt den Leser, den es nicht im mindesten interessirt, ob der zweite Jäger im „Freischütz“ Wenzel oder Johann Polikka, der dritte Chorknabe im „Propheten“ Poldi oder Mietzi Krautkopf heißt. Denn das ist auch eine Folge dieser neuen Mode, daß die kindischen Kosenamen auf den Theaterzetteln überhand nehmen. Für die Kritiker erwächst daraus überdies die Unbequemlichkeit, nicht zu wissen, ob „Mietzi Müller“ und „Tini Mayer“ Frau oder Fräulein zu titulieren ist, denn glücklicherweise hält die deutsche Journalistik noch an der Höflichkeit fest, welche die Theater-Direktoren über Bord geworfen haben.“

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 202. Halle a. d. S., Sonntag den 30. August 1891.

[18]

Schloß Wolfseck.

Roman von E. Vollbrecht.

Oktavie war bei ihrer Besorgnung im Städchen etwas aufgehalten worden. Es dunkelte, als sie dasselbe verließ und den Heimweg einschlug. Dennoch erhielt sie ihr Pferd in langsamer Gangart. Wie Balsam legte der stille Frieden der abendlichen Landschaft sich auf ihre bewegte Seele.

Im Schlößl brannten die Lampen, und die Gräfin erwartete ihre Tochter am behaglich servirten Theetisch. Gottfried lief herbei, um seiner jungen Gebieterin behilflich zu sein, sobald der Trab des Pferdes ihre Ankunft vom Hohlweg her verrieth. Noch aber hatte Oktavie dasselbe nicht zum Stehen gebracht, als eine dunkle Gestalt neben ihr auftauchte. Es war der Wildhüter. Der Mann war offenbar stark gelaufen, denn er rang nach Athem. Sie standen in dem erhellten Viereck, welches durch die Saalthür auf den Vorplatz fiel, und Oktavie gewahrte die Spuren grausigen Entsetzens auf dem Antlitz des Mannes.

„Um Gotteswillen, Novotep, was ist's?“

„Die Gräfin — — unsere gnädige Gräfin — ist im See ertrunken!“

Ein Schreckenslaut unterbrach die abendliche Stille. Dann aber klammerte das junge Mädchen sich an den Trost des Zweifels.

„Gräfin Gabriele? Unmöglich!“

„Ja, es ist ganz gewiß,“ bestätigte der Unglücksbote. „Ich kam eben von der Fasanerie her und wollte um den See herum geh'n, da sah ich, wie eine weiße Gestalt in das alte Boot an der Nordspitze trat. Ich wollte ihr zurufen, daß das Ding nicht mehr trägt, da schlug es auch schon um, und die Wellen spritzten auf. Ich schrie, was ich konnte, und lief in das Schloß, um Hilfe zu holen, denn ich kann nicht schwimmen. Es waren auch sogleich einige von der Dienerschaft bei der Hand. Als wir eben zur Terrasse hinaufeilten, weil das der kürzeste Weg war, brachte sie der Herr Graf schon heraufgetragen, und da sah ich's, daß es unsere Frau Gräfin war. Der Herr Graf Reichenburg war auch dabei.“

Der Mann wischte sich die Augen. Es war ihm eine Genugthuung, der schönen Comtesse die schlimme Nachricht zu überliefern. Mit der Beobachtungsgabe von Leuten seines Schlages ahnte er in ihr die Urheberin des ganzen Unheils.

Sie warf, kaum daß er geendigt hatte, ihr Pferd herum und jagte die Lehne hinab. Mit todtenbleichem Antlitz und zitternden Knieen betrat sie ein wenig später den Terrassensaal von Wolfseck. Derselbe war matt erleuchtet und erschien ihr leer. Die Schleppe ihres dunklen Reitanzuges über den Arm geschlagen, in der einen ihrer mit langen Handschuhen bekleideten Hände die Reitgerte haltend, stand sie inmitten des Gemachs und starrte unverwandten Blicks auf einen feuchten Streifen, der von der Glasthür ausgehend sich nach einem Nebenraum hinzog und das Muster des Teppichs dunkler erscheinen ließ.

Ein Geräusch veranlaßte sie, aufzuschauen. Adalbert Reichenburg stand vor ihr.

Sie hatte sofort die unerklärliche, aber bestimmte Empfindung, daß etwas Fremdes an ihm sei. Es war dies nicht darauf zurückzuführen, daß er Kleider ihres Vetters angelegt hatte. Dies entging ihr gänzlich. Vielmehr war es der Ausdruck seines sehr bleichen Gesichts.

Unwillkürlich richtete sie sich auf, als gelte es, einen Angriff abzuwehren. Aber ihre Stimme strafte ihre Haltung Lügen. Kaum hörbar fragte sie:

„Ist's denn wahr? Es kann, es darf nicht sein.“

Und während sie den Angstschrei ihrer Seele an ihre Frage anschloß, traf ein so flehender Blick Adalbert's Antlitz, daß er Jahre seines Lebens darum gegeben hätte, ihr ein ermuthigendes Wort zurufen zu können. Allein sein Gemüth war jeder Hoffnung bar, und im Augenblicke wechselte seine Stimmung und kehrte zur Entrüstung über das Geschehene, das ihn noch mit seinem ganzen Schauder erfüllte, zurück.

Er zuckte mit den Schultern, und auf seinem Antlitz lag traurige Verneinung.

„Ist denn keine Hoffnung? Keine?!“

Sie warf die Reitgerte auf den Tisch und streifte die Handschuhe ab. Verzweiflungsvoll wühlte sie mit den feinen Fingern in den entfesselten braunen Locken.

Er empfand eine heimliche Genugthuung über ihren Jammer. So hatte er sich nicht in ihr geirrt. Ihr oberflächliches Wesen war eitel Flittertand.

„Der Arzt ist bei ihr,“ sagte er mit einer Miene, welche hinzusetzte: „Aber seine Hilfe ist vergebens.“

„Und sie hat es selbst gethan?“

Sie fragte es schüchtern, ängstlich. Es war auch eine ganz überflüssige Frage, denn eine Stimme in ihr, jene scharfe, gebieterische Stimme, die ihr gestern keine Ruhe ließ, hatte von Anbeginn jeden Zweifel beiseite geschoben.

Ehe Adalbert zu antworten vermochte, ward die Thür aufgerissen, und Baronin Detlef, gefolgt von Fräulein Schneider, stürzte herein. Beider Anzug bekundete die große Hast, mit welcher sie nach der erhaltenen Schreckensnachricht hierher geeilt waren.

„Wo ist sie? Wo ist die unglückliche Frau?“ rief die Baronin Adalbert zu.

„O Gott, o Gott, wie soll ich das meinem Mann hinterbringen!“

Sie rang die Hände und weinte wirkliche Thränen.

Graf Reichenburg erhob die Hand und zeigte nach der zunächst gelegenen Thür. „Im dritten Zimmer, im Boudoir der Gräfin werden Sie sie finden.“

Die Baronin schlug beide Hände vor das Gesicht. Fräulein Schneider weinte laut.

„Todt, todt!“ wimmerte die korpulente Frau. „Wer hätte das gedacht!“

Sie wendete sich zum Gehen. Bisher hatte sie Oktaviens Anwesenheit nicht beachtet. Nunmehr streifte sie die Gräfin mit einem Blick, unter welchem dieser das Blut ins Gesicht schoß, und verließ mit ihrer Begleiterin den Saal.

In leidenschaftlicher Empörung stampfte Dodo mit dem Fuße. Sie hätte etwas in den Händen halten mögen, um es zu zerbrechen. Wehrlos stand sie lästernden Angriffen gegenüber, die — sie war sich dessen vollbewußt — sie nicht verdient hatte.

„Wundert Sie dies?“ fragte Adalbert, als habe er jeden ihrer Gedanken von ihrer Stirn gelesen.

„Ich trage doch keine Schuld daran!“ rief sie.

Ihre Augen flammten. Ihr stolzes Antlitz, ihre edle Haltung waren die verkörperte Abwehr der Reinheit gegen eine sie bedrängende Anklage.

„Keine Schuld?“ wiederholte er gedämpften, vorwurfsvollen Tones.

Und vor seinen inneren Augen stieg mit der zauberhaften Kraft des Gedankens die Erinnerung an seine eigenen Seelenkämpfe auf. Wie er litt, so hatte auch Ferry's Gattin gelitten. Wo er die Fehde mit seinem eigenen Herzen tapfer aufgenommen, da neigte sie im Bewußtsein ihrer Schwäche das Haupt und duldete still und klaglos. Und sie fußte doch auf ihrem guten, unerschütterlichen Recht.

„Arme Gabriele!“

„Sie stehen auf Seite meiner Gegner?“

„Nennen Sie Gabriele Ihre Gegnerin?“

„Sie ward es, indem sie sich den Tod gab. Und doch trifft mich keine Schuld.“

Oktavie hatte schnell, mit zorniger Bitterkeit gesprochen. Plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte schmerzlich.

Er hätte die Arme ausstrecken und sie an die Brust ziehen mögen. Anstatt dessen stand er vor ihr mit der Miene eines

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910830084/fragment/page=0001

Richters, und jedes der Worte, die er aussprach, traf sie wie ein Hammerschlag.

„Keine Schuld! Belügen Sie sich doch nicht selbst, Oktavie. Wollen Sie leugnen, daß Ihre an Bewunderung gewöhnte Selbstliebe bei Ferry's leidenschaftlicher Huldigung stolzes Genügen empfand?"

Sie kehrte ihm das verweinte Gesicht zu und öffnete die Lippen, um seine Beschuldigung zu verneinen. Vor seinem strengen Blicke aber schlug sie die Augen nieder und schwieg.

„Niemand, Oktavie, kann unverbrüchlicher an die Reinheit Ihres Herzens glauben als ich."

Sie stützte die leise zitternden Hände auf den Tisch und senkte, wie schuldbeladen, das schöne Haupt. Noch niemals hatte jemand so zu ihr gesprochen, und mitten durch ihren Schmerz zog sich eine sanfte Zufriedenheit.

„Sie meinten, sich die Tändeleien mit Ihrem Cousin erlauben zu dürfen, weil er eben Ihr Cousin war. Sie beschwichtigten Ihre zuweilen aufsteigenden Bedenken mit der Zuversicht, daß Ferry's Empfindungen so harmlos seien wie die Ihrigen. Und doch mußte jeder seiner Blicke Sie über das Gegentheil belehren. Sie setzten die Rücksichten gegen Ferry's Frau beiseite und nahmen an, es sei ihr gerechtes Loos, von ihrem Gatten vernachlässigt zu werden, da sie ihn nicht zu fesseln verstehe. Ihr eigenes Vergnügen stand im Vordergrund. Sie sind reines Herzens geblieben, Dodo, und dennoch sind Sie nicht schuldlos. Ein altes Sprichwort sagt: ‚Sei rein, meide den Schein' und gegen letzteren haben Sie gesündigt."

Sie hatte unter seiner Anklage das Haupt immer tiefer hinabgesenkt; jetzt hob sie dasselbe und sah ihn flammenden Blicks an.

„Wer giebt Ihnen das Recht, Adalbert Reichenburg, so zu mir zu sprechen?"

Er erblaßte unter ihrer herrischen Anrede, doch gab er seine gebieterische Haltung nicht auf.

„Wer mir das Recht giebt?" entgegnete er nach einer Pause, in welcher ihre Augen sich drohend begegneten. „Ich könnte sagen: Mein Glaube an Mädchenwürde, oder auch das Mitleid mit der armen Gabriele, allein es wäre nicht die getreue Beantwortung Ihrer Frage."

Sein Antlitz verlor plötzlich seinen stolzen Ausdruck und nahm eine verbitterte Miene an. Er vermied ihren Blick, und eine tiefe Falte bildete sich zwischen seinen Brauen.

„Erlassen Sie mir diese." Er athmete schwer. „Der unselige Umstand, daß Sie Einblick in Ihres Vaters letzten Brief gewannen, steht trennend zwischen uns. Nie werden Sie an die Wahrheit meiner Empfindung glauben."

Mit halbgeöffneten Lippen hatte sie zu ihm emporgeschaut. Bei seinen letzten Worten erröthete sie tief und anhaltend. Eine Pause trat ein. Mechanisch greift sie nach ihren Handschuhen. Da wird die Thür stürmisch geöffnet, und Ferry stürzt herein. Auf seinem Antlitz malt sich nichts weniger als Trauer oder Entsetzen. Es sieht vielmehr strahlend und glücklich aus.

„Sie lebt!" ruft er triumphirend, und vor Dodo auf die Knie fallend und seine Stirn in die schweren Falten ihres Kleides bergend, ruft er abermals:

„Sie lebt!"

Mit einem sieghaften Blick, einem Blick, für welchen er neben Ferry niedersinken möchte, sieht Oktavie ihren Ankläger an. Dann beugte sie sich zu Ferry nieder und streicht sanft über sein feuchtes Haar.

„Gott sei Dank," ruft sie aus der Tiefe ihrer Seele. „Du mein armer Ferry!"

Er ist aufgesprungen, seine Augen flimmern. Er wendet sich Adalbert zu und schüttelt ihm die Hände.

„Sie lebt — mein Alter — sie lebt."

Und wieder nähert sich Ferry dem jungen Mädchen. Die Freude seines Herzens zeigt deutlich den Umfang der nun entwichenen Qualen. Er breitet die Arme aus, um sie an die Brust zu ziehen. Sie lacht hell auf und entschlüpft ihm. Auch sie ist inneren Glückes voll und findet sich gar wohl zurecht in der Stimmung des Cousins. Wie hätte er — ja, wie hätten sie beide nur weiterleben sollen mit dem Vorwurf auf der Seele? Sie legt ihm die kleine Hand auf die Schulter.

„Erzähle, Ferry — erzähle."

Und er berichtet im Ton der Aufregung, die ihn noch erfüllt, wie es den Bemühungen der aus N. herbeigerufenen Aerzte endlich gelang, Gabriele von der Schwelle des Todes ins Leben zurückzurufen. Dazwischen läuft er zum Büffet, gießt ein Glas Portwein ein und trinkt es in einem Zuge aus. Oktavie ist in einen Sessel gesunken und sieht ihm mit ungetrübter Freude zu. Adalbert, weniger beweglichen Gemüths, hat eine ganze Stufenleiter von Gefühlen zu durchlaufen, ehe er bei der Ueberzeugung anlangt, es sei nun wirklich mit allen Schrecknissen der letzten Stunden vorüber.

„Und nun komm", ruft Ferry und zieht ihn in das anstoßende Gemach, in welchem sein Schreibtisch steht. „Sei so gut, mir eine Depesche an Papa aufzusetzen. Mir fehlt dazu die Sammlung. Er soll unverzüglich zurückkehren. Gabriele verlangt stürmisch nach ihm. Mich hat sie gar nicht angesehen."

Adalbert sitzt vor dem Schreibtisch. Er hält die Feder, ohne sie einzutauchen. Es ist, als beschäftige ihn ein anderer Gedanke. Demselben nachgebend, greift er in die Tasche und zieht ein nasses, zusammengedrücktes Papier heraus, welches er Ferry hinreicht.

„Ich entnahm es Gabrielens Hand, als ich ihr im Boote die Gelenke reiben wollte. Sie hielt es in der Erstarrung krampfhaft umschlossen."

„Also das war es!" (Forts. folgt.)

Bei Hofe.

Skizzen von Dr jur. J. Biberfeld.

IV. Die Hofchargen.

Unsere bisherigen Skizzen haben sich mehr mit den internen Angelegenheiten der Königlichen Familien beschäftigt, es waren erstere Fragen, denen sie sich zuwandten, und von dem Glanze des höfischen Lebens fiel kaum ein leichter Strahl auf sie. Und in der That, all dieser eigenartige Pomp und Prunk, welcher den Träger der Krone umgiebt, all das festliche Ceremoniell mit seinem vielumstaunten Gepränge, all das kann erst zur Sprache kommen, wenn wir — wie es jetzt unsere Absicht ist, — von den Hofchargen sprechen.

Auch hier müssen wir vorausschicken, daß die Errichtung des Deutschen Reichs und die Vereinigung der Kaiserwürde mit der preußischen Königskrone keinerlei Veränderung in der Einrichtung des Hofes herbeigeführt hat, es giebt keine kaiserliche Hofhaltung. Der kaiserliche Titel allein, welchen der jeweilige König von Preußen, seine Gemahlin und der jedesmalige Thronfolger an der preußischen Krone führen,* nebst der bei festlichen Gelegenheiten auf dem königlichen Schlosse entfalteten Kaiser-Standarte — dies sind die einzigen äußeren Anzeichen des neu erstandenen Kaiserthums; selbst eine Krone hat das Oberhaupt des Deutschen Reichs noch nicht, das Wort „Kaiserkrone" ist vielmehr immer nur in symbolischer Bedeutung zu nehmen. Wenn daher die Hofchargen sich als im Dienste „des Kaisers und Königs" stehend bezeichnen, so ist das an sich eine Ungenauigkeit, die sich nur daraus erklärt, daß, wie wir beim Hausministerium schon hervorhoben, dieses Dienstverhältniß kein staatliches, sondern ein rein privates ist, welches den einzelnen Hofbeamten in eine direkte Beziehung zum Könige setzt, dessen Person nun eben von der des Kaisers untrennbar ist.

Betrachten wir nun diese Hofchargen näher, so bietet sich uns hier eine ganze Reihe von Abstufungen, welche, so wenig man sie auf den ersten Augenblick beachten möchte, dennoch für das Ceremoniell selbst von äußerster Wichtigkeit sind. Man unterscheidet

1. Oberste Hofchargen, nämlich den Oberst-Kämmerer, den Oberst-Marschall, den Oberst-Jägermeister, den Oberst-Schenk und den Oberst-Truchseß.

2. Ober-Hofchargen, deren es sieben giebt, von welchen wiederum fünf: der Ober-Schloßhauptmann, der Ober-Gewand-Kämmerer, der Ober-Ceremonienmeister, der Ober-Stallmeister und der Ober-Hof- und Haus-Marschall und Intendant der königlichen Schlösser für ihre Person in gleichem Range mit den Wirklichen Geheimen Räthen stehen, während der Ober-Jäger-Meister und der Ober-Mundschenk dieses Vorzuges entbehren.

3. Vice-Ober-Hofchargen. Es giebt deren neun, die aufzuzählen wohl ermüden würde; es sei daher nur erwähnt, daß hierher auch der General-Intendant der Königl. Schauspiele und der Einführer des diplomatischen Corps gehören, ersterer jedoch nur auf Grund persönlicher Verleihung.

4. Die Hofchargen. In dieser Kategorie rangiren zahlreiche Schloß-Hauptleute, Ceremonienmeister u. dgl. Daneben aber kommen noch in Betracht für den Hofstaat des Kaisers die zahlreichen Kammerherren, deren ältester noch von Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1827 ernannt worden ist, die Kammerjunker, die mit ihren Patenten bis in das Jahr 1857 zurückreichen, sodann das Institut der Hof-Pagen, in welchem wiederum die Leib-Pagen besonders hervortreten, endlich ist noch der Hofstaat der regierenden Kaiserin, der Kaiserin Friedrich und der sonstigen Mitglieder des Königlichen Hauses, soweit sie eine besondere Hofhaltung haben, zu erwähnen. Nicht aber gehört hierher z. B. der Hofstaat des Erbprinzen von Meiningen, obwohl dieser in Berlin residirt, weil — wie dies unsere vorige Skizze ergab — der Erbprinz nicht dem Königlichen Hause im juristischen Sinne angehört. Zu diesen Hofstaaten der beiden Kaiserinnen, der Prinzen und Prinzessinnen rechnen all jene Hofmarschälle, Palast-Damen, Ober-Hofmeister und Ober-Hofmeisterinnen, Leib-Pagen, persönliche Adjutanten und Hof-Damen, deren besondere Erwähnung ein Interesse kaum bieten dürfte. Diese ganze Aufzählung aber zeigt, ein wie großer Personenkreis in jenen weitumfassenden Rahmen des Hofes gehört.

Wenden wir uns nun zu den Funktionen dieser einzelnen Chargen- und Würdenträger, so haben wir vornehmlich zwei Kategorieen zu sondern: es giebt Hofchargen und Mitglieder des Hofstaates, welchen keinerlei regelmäßige Verrichtungen obliegen, die keinen Dienst zu thun haben, sondern nur bei gewissen Gelegenheiten, namentlich größeren Festlichkeiten, erscheinen, um deren Glanz zu erhöhen. Hierher sind zu rechnen die meisten Kammerherren und Kammerjunker, die eben nur diesen Titel führen, kein Gehalt beziehen und zu einem sehr großen Theile sich gar nicht in Berlin oder sonst am Sitze des Hofes aufhalten; hierher aber sind auch manche „Chargen" zu zählen, die ihres Amtes nur bei ganz besonderen Anlässen walten, wie der Oberst-Schenk, der Oberst-Truchseß usw. Andere dagegen führen nicht lediglich einen Titel, sondern haben ein oft sehr inhaltsvolles und arbeitsvolles Amt, wie namentlich der Oberst-Kämmerer, der Ober-Hofmarschall, der Ober-Ceremonienmeister. Allen an Wichtigkeit überlegen ist das Amt des Oberst-Kämmerers, welches gegenwärtig der Fürst zu Stolberg-Wernigerode, ein Mitglied des hohen Adels, bekleidet. Von hier aus ressortirt die auch politisch oft so hochwichtige Hof-Etiquette und das Hof-Ceremonial, insbesondere die Bestimmungen über Hoftrauer und über Rangverhältnisse bei Hofe; die Angelegenheiten und die gesammte Beaufsichtigung der königlichen und prinzlichen Hofstaaten und die Angelegenheiten der großen Hofämter im Königreich Preußen. Daneben wirkt das Oberst-Kämmerer-Amt gemeinsam mit dem Hausministerium, wo es sich um die einzelnen Hofverwaltungen und sog. Provinzial-Erbämter handelt. Man ist gewöhnlich geneigt, das Meiste, was in den Wirkungskreis einer solchen Hofcharge, namentlich der drei vorhin erwähnten, fällt, als einen lästigen und werthlosen Formelkram zu verwerfen, und doch muß man bedenken, daß die Würde und das Ansehen der Krone und ihres Trägers, zugleich hiermit aber auch die Interessen des ganzen Landes vielfach davon abhängig sind, daß gerade in diesen Dingen alles seinen glatten Verlauf nehme. Und wie schwierig sind nicht oft die Fragen, welche es hier zu erledigen giebt! Einen interessanten Beleg hierfür bot z. B. die berühmte Drei-Kaiser-Zusammenkunft, welche für die Zeit vom 5.—11. Sept. 1872 Alexander II. von Rußland und Franz Josef von Oesterreich als Gäste nach der jungen deutschen Kaiserstadt führte. Dieser Besuch, so hochwichtig und hocherfreulich er für die friedliche Ausgestaltung der internationalen politischen Verhältnisse war, gab doch den Hofämtern eine gar schwierige Frage zu lösen: Wer hat den Anspruch darauf, rechts von der Kaiserin zu gehen, und wer muß sich damit begnügen, sie am linken Arm zu führen? Es sprach für den Einen ebensoviel als zugunsten des Andern. Es galt daher, sorgfältigst das Alter der Dynastie, die Art der verwandtschaftlichen Beziehungen und zahlreiche andere Umstände zu erwägen, bevor man sich schlüssig machen konnte, mußte doch eine ungenügend begründete Entscheidung nicht nur eine persönliche Kränkung des Zurückgesetzten, sondern auch eine Verletzung der nationalen Gefühle des von ihm vertretenen Volkes nach sich ziehen. Aber derartige Etiketten-Fragen drängen sich bei jeder Gelegenheit heran und erheischen gebieterisch ihre Erledigung. Da handelt es sich etwa darum, welche Veranstaltungen zugunsten einer den Hof besuchenden Fürstlichkeit zu treffen sind. Ist es etwa ein außerdeutscher großer Monarch, so muß er schon am Bahnhof mit allen königlichen Ehren, mit einer Ehren-Compagnie und großem Gefolge empfangen werden, aus Anlaß seiner Anwesenheit wird Fahnenschmuck angelegt, Parade und Gala-Oper angesetzt u. dgl. m.; ein Bundesfürst wird vielleicht mit mehr Herzlichkeit, aber weit geringerem Pompe aufgenommen und bei einem Prinzen, der nicht direkt als Abgesandter und Vertreter seines Monarchen kommt, beschränken sich die Feierlichkeiten auf ein wiederum herabgemindertes Maß. Nichtfürstliche Persönlichkeiten haben in der Regel keinen Anspruch darauf, als Gäste des Hofes behandelt zu werden, sie können wohl zur Tafel gezogen, nicht aber zum Mittelpunkt besonderer Festlichkeiten gemacht werden.

Doch werfen wir einmal einen Blick auf den Arbeitstisch eines Hofrathes um die Zeit vor einem großen Hoffeste trauriger oder freudiger Art. Nehmen wir an, es stände eine Hochzeit bevor. Da werden zunächst alle alten Akten herbeigeholt, um festzustellen, wie es bei ähnlichen Anlässen früher zuging; man prüft, welcher dieser Vorgänge am ehesten Anwendung finden kann auf den vorliegenden Fall, wobei Alter und Rang des Brautpaares, die verwandtschaftliche Stellung zu den beiderseitigen Familien-Häuptern und ähnliches in Betracht kommt. Danach wird das Programm entworfen und dann darüber dem Könige Vortrag gehalten. Nun ergehen die Einladungen mit der sog. „Ansage," d. h. mit den Weisungen darüber, welche Art des Anzuges zu wählen, wo man vorzufahren habe und in welchen Apartements man sich versammeln solle. Alles scheint in guter Ordnung und man geht nun mit der Liste der Befohlenen in der Hand daran, die Plätze an der Gala-Tafel zu belegen. So und so viele fürstliche Damen und Herren sind zu erwarten, mit mehr oder minder Schwierigkeit mißt man ihre gegenseitigen Rangverhältnisse ab und bestimmt danach ihre Plätze, ob sie an derselben Tafelrelle mit dem Brautpaare und dem regierenden Herrscherpaare sitzen sollen oder an einem minder bevorzugten Platze, ob der betreffende Prinz eine Prinzessin zu Tisch führen solle oder nicht u. dergl. m.; an die Fürstlichkeiten reiht man dann die übrige Hofgesellschaft, die hohe Aristokratie, die Großwürdenträger, die Vertreter der einzelnen Staatsbehörden, der Hochschulen, der Stadt und alle die Hunderte von Personen, die kraft ihrer gesellschaftlichen und amtlichen Stellung aus solchem Anlasse bei Hofe zu erscheinen pflegen. Da plötzlich wird das ganze stolze Gebäude, das der vielgeplagte Hofrath mühsam aufgebaut hat, in seinen Grundfesten erschüttert, die ganze schön ausgeklügelte Tisch-Ordnung wird über den Haufen geworfen, und dies alles durch zwei Telegramme. Prinzessin A., die Anverwandte eines kleinen Fürstenhauses, sagt noch in letzter Stunde ab, dafür aber hat sich mit dem letzten Glockenschlage noch Prinz B., der zweite Sohn eines regierenden Hauses, aus persönlicher Freundschaft für den Bräutigam entschlossen, den Vermählungsfeierlichkeiten beizuwohnen, während er bisher aus Gesundheitsrücksichten fern bleiben zu müssen fürchtete. Nun muß noch alles geschwind geändert werden. Prinz B. hat Anspruch darauf, eine Dame zur Tafel führen zu können, ebenso aber auch Prinz C., der ursprünglich an der Seite der eben jetzt abgegenden Prinzessin gehen sollte. Eine Dame ließe sich vielleicht noch durch Aenderung der Dispositionen frei machen, aber für welchen der beiden Bewerber? Schwer seufzend fährt der Hofrath über die sorgendurchfurchte Stirn, vielleicht daß ihm noch eine kleine Kriegslist einfällt oder daß er unter all' dem Aktenstaube noch das sehnlichst gesuchte Körnchen Wahrheit blinken sieht.

Bunte Zeitung.

* **Ueber den Zar Alexander III.** bringt der Mailänder Secolo einige interessante Anekdoten. Der Zar soll nach dem berühmten „Fall Schmähele," der fast zu einem deutsch-französischen Kriege geführt hätte, ausgerufen haben: „Ich hoffe den Krieg tief und aufrichtig, wenn er jedoch in Europa ausbrüche, würde ich mich unbedingt auf die Seite der Angegriffenen stellen." Diese Worte wurden angeblich dem Fürsten Bismarck hinterbracht, welcher sich nun wohl hütete, die Gegenstöße noch mehr zu verschärfen. Bei irgend einer anderen Gelegenheit sagte der Zar: „Die Erinnerung an den schönsten Sieg wird in meinem Geiste beinahe ausgelöscht durch die Erinnerung an den Anblick verwundeter Soldaten und eines Gefangenentransports. „Es ist wirklich schade, daß der Zar fast niemals die aneinandergeketteten „Staatsverbrecher" zu sehen bekommt, die wie eine Hundemeute trotz Sturm und Regen monatelang durch die Steppen Rußlands getrieben werden, um später in den Bergwerken Sibiriens dahinzusiechen — der Anblick wäre sicherlich geeignet, den gefühlvollen Mann auf dem Throne zu Thränen zu rühren, und die sibirischen Schrecknisse wären bald gewesen. Von sich selbst und seiner Befähigung zum Regenten scheint Alexander III., wenn man dem Secolo glauben darf, nicht viel zu halten. Vor nicht langer Zeit war bei Hofe einmal von dem in Nizza verstorbenen älteren Bruder des Zaren, dem Großfürsten, die Rede. Alexander III. seufzte und sagte mit weicher Stimme und fast „weltschmerzlich": „Ich habe einen vortrefflichen Bruder verloren, und er wäre ein so guter Herrscher geworden — ein besserer jedenfalls als ich selbst bin." Bei dieser Gelegenheit erzählte der Zar auch, wie er zu seiner Frau kam. Der Großfürst-Thronfolger Nicolaus hatte seinem „lieben Alexander" auf dem Todtenbette als letztes Vermächtniß einen Brief hinterlassen, in welchem er ihn bat, in dem Herzen der Prinzessin Dagmar von Dänemark die jetzt verwaiste Stelle einzunehmen. (Die jetzige Kaiserin von Rußland

* Die übrigen Mitglieder der Königsfamilie führen nur das Prädikat „Königliche Hoheit", der Kronprinz allein ist „Kaiserliche und Königliche Hoheit".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910830084/fragment/page=0002